Ha! War es nicht zum Rasendwerden? Dieser elende Dickwanst mit dem Hundsgesicht besaß bereits drei Frauen und begehrte nun auch noch sein Täubchen, seine liebliche Lotosblume. Dreihundert Taels Silber hatte er der Mutter gegeben, und diese alte Megäre verkaufte dafür das Glück ihrer Tochter. Als vor einigen Tagen die Heiratskontrakte ausgetauscht wurden, ließ Wangsing alle Hoffnung fahren, floh auf den hochgelegenen Tempel und übernahm das Amt des Flutwächters. Hier hatte er Zeit, sich seinem Schmerze hinzugeben. Der reiche Fellhändler lachte, als man es ihm berichtete. —

Wangsing hatte den Wahrsager gesprochen, der den Hochzeitstag festgesetzt. Der heutige Tag sollte ein besonderer Glückstag sein, für das Brautpaar und auch für Wangsing. O heilige Einfalt! War es ein Glück, zusehen zu müssen, wie der andere die Braut heimführt? Doch sieh, nahte dort drüben nicht schon der dicke Fellhändler mit seiner Brautsänfte, um das Liebchen zu holen? „Hol' Dich die Flut, Du Hundepfote! He! Du Dämon der Westberge, schläfst Du? Wo bleiben Deine lustigen Jüngferlein, die rauschenden Wasser der Berge? Ai? Was ist das? Die weiße Fahne zeigt sich im fernen Brodelloch. Wansui! Sie kommen, die tanzenden Elfen. Spielt auf, Ihr Braut-Musikanten, spielt dem Dicken den Hochzeitsreigen im Flußbett! Die Töchter des Berggeistes wollen sich ihm vermählen! Und Du, Du Großmutter unter den Glocken, sei fein still, bleibe stumm zum ersten Mal seit dreihundert Jahren, und gönne den Kindern der Berge ihr neckisches Spiel mit dem Händler, dem prallen Schlauch! — — Huhu! Mich fröstelt. — Wer rief da so laut ‚Mörder'? Vergib, o dreigesichtige Kuanyin, barmherzige Mutter des All! Wo ist der Klöppel? Deine Glocke soll sprechen."

Bang, bang, bang-bang! Bang, bang, bang-bang! schallte es hohl und schauerlich über Tal und Strombett. Der „Dingma", der Vorreiter an der Spitze des Hochzeitszuges, riß mit wildem Schreckensschrei seinen mageren Klepper herum, die Musiker warfen ihre Instrumente in den Sand, und die Sänften schwankten zurück zum rettenden Ufer. Wenige Minuten später brausten die Wogen zu Tal, um ihre Opfer betrogen. Wangsing fiel nieder und weinte. —

Stunden vergingen, und im Kloster blieb es still. Der Mond borgte sich Licht von der sinkenden Sonne, und die Grillen verstärkten das Zikadenorchester. Im Flußbett quakten die Frösche. Doch horch, was kam da den Berghang herauf mit Schalmeien, Pauken und Flöten? Bald näherten sich schlürfende Schritte. Voraus schritt schwitzend und pustend der Hochzeiter, der ehrwürdige Hung. Wangsing erhob sich vor dem Altar der mildherzigen Göttin und schritt in den Vorhof hinaus. Da stand die Geliebte im bräutlichen Schmuck und daneben der Händler im einfachen Kleid — den Hochzeitsstaat hielt er verborgen. „Wangsing, drei Frauen besitze ich und viel Geld und Gut, doch fehlt mir die Stütze des Alters, ein treuherziger Sohn. So nenn' Du mich ‚Vater' hinfort und freie das Mädchen, das längst Dir gewogen ist." — „So sei es, und Kuanyin möge uns segnen."

Der Vorgarten.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Wie Ferienkinder hatten sie sich auf die Reise gefreut. Nicht erst seit Wochen; geträumt, gesprochen hatten sie davon, seit sie sich liebten. Das begann lange, ehe die Blätter sich gelb färbten. Und jetzt war wieder Sommer —

Ein stilles und versteckes Dorf hatten sich Johannes und Ingeborg ausgesucht, dunkle Kastanien vor einem schlichten Gasthaus, ein Garten dahinter, der See, Hügelufer mit Kiefern und Buchen. Als sie die Sonne untergehen sahen, konnten sie es kaum fassen, daß dies alles möglich war: fern zu sein von dem hastenden Leben der Stadt, heimgefunden zu haben aus dem Warten einer großen Liebe in den Frieden des Beieinanderseins ...

Aber noch in derselben Nacht wandelte sich dies traumhafte Empfinden in das erschreckende Bewußtsein einer neuen Wirklichkeit. Ingeborg wachte unter starken Schmerzen auf. Eine heftige Magenkolik hatte sie befallen. Sie biß die Zähne zusammen, denn sie wollte niemand wecken. Da kam das Fieber. Der Morgen zeigte eine neue, trübe Welt. Fassungslos saß Johannes an dem Bett des Mädchens. Um die zehnte Stunde kam der Arzt.

Anders, ganz anders hatten sich die beiden jungen Menschen die Ferientage vorgestellt. Eine Erkältung am Abend, vielleicht der Genuß von frischem Obst, eine dumme, banale Sache setzte mit einem Male ihren Wünschen ein Ende. Ingeborg mußte liegen bleiben, ruhen, und statt draußen über Hügel und Wiesen zu laufen, saß Johannes in ihrem Zimmer. Er sorgte für sie, sie erzählten sich viel, aber das hinderte nicht, daß immer wieder ein leiser Unmut über dieses Mißgeschick aufstieg. Und sie mochten sich noch so sehr dagegen wehren: Aus dem Unmut über ein unverschuldetes Schicksal wuchs auch eine Verstimmung gegen die Umwelt. Aus harmlos gemeinten Worten wurden Mißverständnisse. So sagte Ingeborg einmal: „Wir waren eben leichtsinnig am Abend. Hätten wir noch ein paar Wochen gewartet, wäre das Wetter schöner gewesen" — und Johannes empfand es als Vorwurf und Schuld. Wenn er in seinem Zimmer saß und arbeitete oder einmal allein hinausgegangen war, dachte Ingeborg: „Nun ist er gewiß sehr enttäuscht ..."

Und zum ersten Male wuchs in zwei Menschen, welche die Erfüllung gesucht hatten, die Angst vor dem Verlieren.

Man kann lange wandern und sich des Weges freuen — gewiß, man geht einem Ziel zu —, aber rechts und links gibt es Schönes und hinter jeder Wegbiegung Neues zu sehen — und das macht das Gehen immer froher. Dann kommt der Abend, das Ende des Weges — aber das Ziel enttäuscht, es ist unwirtlich, unruhig und trübselig. Kann es nicht sein, daß dann unwillkürlich der Gedanke auftaucht: Wäre ich einen anderen Weg gegangen, hätte ich einem anderen Ziele zugestrebt, ich hätte vielleicht mehr Glück gefunden?

Diese Gedanken fürchtete Johannes in Ingeborg. Er wußte, daß in ihrer Erinnerung immer der Gedanke bleiben würde, diese trübe Zeit gerade mit ihm erlebt zu haben. Waren sie aber erst wieder in der Stadt, gab es so viele Menschen, die sich zwischen das Mädchen und ihn drängten und manchen Wunsch nach Freude leichter erfüllen konnten.

Daß sie sich aber in diesen stillen Tagen durch das Zusammensein, durch Gespräche, die von äußeren Dingen langsam in ihre Seele hinein tasteten und ergründeten, sehr nahe gekommen waren, erkannten sie erst an dem letzten Tage. Sie saßen in dem Vorgarten des Gasthauses. Ingeborg saß in einem Lehnstuhl und schien in der Nachmittagsonne eingeschlafen zu sein. Aber sie hatte nur die Augen geschlossen. „Warum küßt er mich nicht?" dachte sie. „Ich bin doch jetzt gesund, und morgen fahren wir wieder in die Stadt ..."

Ein leichtes Huschen seiner Hand fühlte sie über ihrem Gesicht. Und wie sie heimlich durch die Augenlider blinzelte, sah sie Johannes mit einem Gesicht, als gäbe es gar nichts Wichtigeres für ihn zu tun, über sich gebeugt und die Mücken weg scheuchen, die das Mädchen umtänzelten. Da quoll eine heiße Freude in ihr auf. Morgen würde die Stadt sie wieder mit tausend abwechslungsreichen Dingen umfangen. Aber war es nicht viel schöner, hier ruhig zu liegen und einen Mann neben sich zu wissen, der nichts für sich verlangte, als daß er nur für Schlaf und Ruhe der Geliebten sorgen konnte?

Da schlug sie die Augen auf und griff nach seiner Hand: „Bist Du nun froh oder traurig, daß wir wieder fortfahren, Hans?"

Aber das junge Mädchen, das klüger war als der Mann, half ihm und sagte mit leiser Stimme: „Du, wir dürfen jetzt keine törichten Gedanken hegen. Wir haben es uns anders vorgestellt, wir wollten Freude und Glück hier erleben. Aber schau, ein Erlebnis geht vorüber und kann vergessen werden, aber ein Leben miteinander, füreinander, bedeutet doch etwas mehr. Das wissen wir jetzt, Hans. Wir erträumten uns den Himmel unter diesem Dach und sitzen jetzt doch nur im Vorgarten. Und das ist gut so. Der Himmel kann ein ganzes Leben sein, wenn wir im Vorgarten erkannt haben, daß wir zusammen gehören, nicht nur in Freude. Aber durchgehen muß man. Du, ich bin gar nicht traurig, daß diese Zeit vorüber ist und so war, denn jetzt liebe ich Dich ja noch viel mehr ..."

Verwundert, als ginge im Abenddämmern noch einmal die Sonne auf, erschüttert sah Johannes auf das Mädchen an seiner Seite. In jäher Entspannung fiel sein Kopf auf ihre Hände, mühsam suchte er nach Worten.

„Nicht sprechen, Hans ... küssen —!"

Dann gingen sie noch einmal den Weg an See und Wald entlang. In dem Festhalten ihrer Hände war ein tiefes Gestehen und Versprechen.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 87 **30. Oktober 1929** **4. Jahrgang**

Schwarze Rosen

ROMAN VON FRED NELIUS

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERL. OSKAR MEISTER WERDAU SA.

10. Fortsetzung.)

„Ich habe Sie gesucht, mein gnädiges Fräulein. Schon den ganzen Abend. Ich wollte einen Händedruck und einen Blick von Ihnen haben. Aber — —"

„Da ist er." Sie reichte ihm die Hand und sah ihn an. „Sie sehen elend aus, mein Freund."

Plötzlich überkam es ihn. Wie eine Welle, gegen die er sich nicht wehren konnte.

„Elend? Möglich. Ja. Ich litt. Ich leide noch."

Es packte sie. Sie sah ihm in die Augen. Die Lippen preßte sie zusammen.

Sie schlug in leichtem Frost das Seidentuch um ihre Schultern. „Kommen Sie." Sie schritt zur offenen Flügeltür, die zur Veranda führte.

* * *

Draußen saß ein Pärchen hinter einer Chrysanthemengruppe. Das Flüstern starb, als Erika Labuhn und Walthersiel ins Freie traten. Vor den beiden fiel der Garten in gepflegten Blumenpolstern ab. Zwischen Bäumen schlangen sich Festons mit bunten Lampen. Auf dem See lag Silberglanz des Mondes. Mitternacht war schon vorbei. Die dunklen Baumkulissen wirkten wie Gebirge. Die Luft war kühl geworden, so daß man den Atem sah. Erika nahm ein paar Stufen nach dem Garten. Blieb dann stehen. Als sie sah, daß Walthersiel ihr folgte, ging sie hastig weiter.

Plötzlich drehte sie sich nach ihm um.

„Sie litten also? Kopfweh? Zahnschmerz . . . ?? Oder?"

„Lassen Sie den Spott." Er zuckte auf. „Erstens: Wenn ich Sie an das erinnern dürfte, was ich neulich sagte. Daß ich nach dem Mörder meines Bruders suche. Soll ich davon reden?"

„Nein."

„Dann: Ich bin allein. Grenzenlos allein. Ich habe niemand, gegen den ich irgendwann mein Herz erleichtern könnte. Wissen Sie, was das bedeutet?"

„Ja. Für den starken, stolzen Menschen wenig. Für den andern — — —."

„Danke." Er verzichtete auf einen Widerspruch. Es hatte keinen Zweck. Phrasen — Worte — Nein. Wenn nicht Herz zum Herzen sprach und sich verstand — — „Kommen Sie." Er wandte sich zum Schloß. „Sie erkälten sich."

„Dr. Walterspiel . . . !" Ihre großen feuchten Augen standen dicht vor seinen. Er fühlte, wie ihr Atem wehte. Feiner, süßer Duft stieg von ihr auf. Sie reichte ihm die Hand.

„Wollten wir nicht Freunde werden, Dr. Walterspiel? Sind Sie nicht der meine? Ja. Ich der Ihre? Dreimal ja. Dann: Haben Sie Vertrauen zu mir. Bitte! Wie ich bitte, lieber Freund! Und Geduld. Gibt es nicht Verstehen ohne Worte? Ich verstehe Sie. Ich verstehe alles, was Sie mir zu sagen haben. Ohne Worte. Und ich leide alles, was Sie selber leiden. Ist es nicht ein Trost zu wissen, daß sich unsere Seelen zueinander finden. Ueber Zeit und Raum. Ohne daß die Lippen sprechen?"

Er küßte ihre Hände. Preßte seine Wünsche . . . seine Sinne in die weiche Haut. Wollte etwas sagen. Stöhnte. Schauer rieselten durch eine Silbe.

„Du — — —"

„Nein. Nicht das. Nicht jetzt. Herrgott nein. Diese Dinge brauchen Zeit zum Reifen. Panta rei. Alles fließt. Alles gleitet. Alles reift, wenn seine Zeit gekommen ist. Warten auf die Zeit, mein Lieber! Und vertrauen! Felsenfest vertrauen! Ja? Wollen Sie?"

Er zuckte resigniert die Schultern. „Ja."

Oben auf der Schloßterasse wurden Stimmen laut. Tänzer kamen. Silhouetten hoben sich. Lachend hatten sie das Liebespaar am Chrysanthemenplatz entdeckt. Man umringte es. Einer jodelte. Frauenlachen klirrte auf.

„Kommen Sie, mein Freund." Erika Labuhn ging vor. Ehe er drei Schritte in der gleichen Richtung machte, hatte sie die Dunkelheit verschluckt.

Sie war verschwunden.

* * *

Nirgend mehr zu sehen war auch Frau von Madernburg. Weder in dem Tanzsaal, noch auf der Veranda, weder in der Mondbar, noch in der Taverne.

Aber dort in der Taverne, dem Triklinium des Abends, saß Baron von Luchesini. Er trug die Toga. Als Zeichen der Senatorwürde einen breiten Purpurstreifen vorne an der Tunika. Ferner bis zum Knie geschnürte Schuhe. Die Bronzelampen brannten an den schildpatteingelegten Wänden. Wände, Tisch und Trinkgeschirre schmückten Rosen. Wein- und Blumenduft, Fackelglanz und Farbenpracht lag in der Luft, drang durch alle Winkel, stand bedrängend an der Schwelle.

Luchesini lagerte — bekränzt mit Rosen und mit Eppich — auf den Polstern eines breiten Ruhelagers. Neben ihm

Prinz Dietrichstein und Ringenhals. In gleicher Stellung lagen ein paar andere Herren um den Tisch. Man mußte scharf getrunken haben. Die Augen Lucchesinis flackerten. Seine Stirn war rot. Man wahrte nur den Stil, soweit man diesem keine Wünsche opfern brauchte. So trank man Goulet, der mit Chambertin gemischt war. Jeder rauchte, was ihm paßte. Lucchesini hatte eine kurze Pfeife, die mit Haschischkraut gefüllt war, zwischen seinen Zähnen. Er rauchte erst nervös, dann mit ruhigem Behagen, bis die scharfen Züge schließlich in Verklärung strahlten.

So traf ihn Waltherspiel, als er den Raum betrat.

„Salve!“ rief ihm Lucchesini zu. „Endlich strahlt der Stern des Abends auch für uns. Löst ihm die Sandalen, Ganymed.“

„Laß, mein Freund. Niemals unter Grazien. Niemals ihr Musen.“

Lächelnd suchte Waltherspiel nach einem Platz. Er legte sich auf eine Kline Lucchesini gegenüber. „Nun, was trinkt man hier, Symposiarch?“

„Ja, was man trinkt . . .? Probier es selbst.“ Er reichte Waltherspiel den sonderbar geformten Becher, der — wenn nicht behutsam an den Mund gebracht — den Weinstrahl heftig in die Kehle schoß. Waltherspiel verschluckte sich. Er gab den Becher wieder Lucchesini: „Da, mein Freund. Deine Scherze sind zu feucht.“

Lucchesini blinzelte zum Prinzen Dietrichstein hinüber. Er reichte Waltherspiel ein Körbchen aus geflochtenem Palmenbast. Es war mit seltenen Früchten hochgehäuft. „Versuche sie.“

„Wen? Die Früchte oder deine Scherze?“ Waltherspiel griff lächelnd nach dem Korb. Welch ein seltener Aufbau! Darf ich ihn zerstören?“ Er nahm einen der verblüffend ähnlich nachgemachten Aepfel. Brach ihn durch. Lange hatte ihn der Wachsgeruch gestört. „Ah, bei Mars dem Sieger! Macht ihr hier denn alles nach? Den Settiner Most. Aepfel. Selbst die Frauen tragen nachgemachte Blumen.“

Lucchesini schob das Rosendiadem auf seinem Haupt zurecht. „Ah . . . beim heiligen Bacchus. Sahst du solche?“

„Nachgemachte Rosen? Ja. Oder . . .? Wenn du mir dies sagen wolltest. Gibt es schwarze?“

Lucchesini hob sich leicht aus seinen Polstern.

„Ich glaube nicht. Dich hat der Wein genarrt, mein Freund.“ Er lehnte sich zurück. „Trinke, Liebster. Grübele nicht um Rosen.“

Fröstelnd raffte er die Tunika zusammen. Danach blieb er unbeweglich sitzen. Wie ein Götze. Zwischen zwei der ausgestreckten Fingern hing die Pfeife. Sie war leer. In den aufgerissenen starren Augen war Vergessen. In den Ohren klangen Glocken. Ihm wurde leicht . . . leicht — — —

* * *

Der Tabak wölkte sich so dicht im Zimmer, daß man bei dem matten Licht der Bronzelampen kaum den Umriß aller Einzeldinge unterscheiden konnte. Waltherspiel bemerkte, daß ein Diener auf Baron von Lucchesini zutrat und ihm leise etwas sagte.

Der Baron fuhr auf. „Dio cane.“ Er erhob sich. Schwankte auf die Türe. Die Portiere rauschte auseinander. Für Sekunden hörte man vom Saale her die Jazzband quäken.

Dann war alles wieder wie vorher.

„Mir is zu Mut, als sei ick Imperator“, sagte Ringenhals in seiner Art. „Gib den Becher, Syphax. Rosen auf dem Haupt und einen Amethyst am Finger. Ob wir so nicht Bacchus trotzen können, meine Herrens.“ — — —

* * *

Waltherspiel ließ die Portiere wieder niedergleiten. Vor ihm stand Baron von Lucchesini. Anders, als er ihn bisher gekannt. Scheinbar ohne Maske. Wie ein Menschentier, dem Blutdurst schäumend von den Lefzen troff. Wie ein Raubtier, dem die Gier zu reißen und zu morden aus den Augen bleckte.

„Beim Styx, er war beim Tartarus“ rief Ringenhals. „Bringt die Amphora mit Wein, ihr Sklaven.“

„Schweige!“ herrschte Lucchesini. Er ergriff den Marmorkrug, den man ihm reichte. Trank ihn leer. Warf ihn an die Wand, daß hundert Scherben barsten. Lachte — lachte — lachte.

Waltherspiel verließ das Zimmer. Dieses fürchterliche Lachen war das letzte, das er hörte. Er hatte plötzlich eine grenzenlose Sehnsucht, klare Luft zu atmen . . . Wind um sich zu spüren . . . Sterne über sich zu sehen!

Er ging den Park hinunter in der Richtung auf den See. [illegible] Augen tauchten in die samt[illegible]ue

Ferne. Ein paar Vogelschreie schnitten durch die Nacht. Frösche . . . Unken riefen Gott zum Zeugen ihrer Lust. Eine Frühlingsblüte löste sich von ihrem Ast und klatschte auf den Boden.

Von einem der Festons fiel Ampellicht auf Wipfelgrün der Bäume, auf Bosketts und Kies. Plötzlich war die hohe scharfgeschnittene Silhouette eines Mannes dicht vor Waltherspiel. Und die helle, scheinbar stark erregte Stimme des Barons von Madernburg.

„Wo sind denn die Diener, Himmeldonnerwetter? Kommen Sie, mein Freund. Die Baronin Lucchesini ist soeben krank geworden. Wenn Sie helfen wollen.“

11.

Es schien, als ob die Nerven durch das Grübeln und die Pein der letzten Woche brüchig wurden.

Unerträglich schien der Schlaf, der schwarze Bilder in dem Mantel trug.

Zu irgendeiner frühen Stunde, deren Zahl sich vorerst nicht ermitteln ließ, erwachte Waltherspiel.

Schwarze Dunkelheit hing in der Luft. Aber als er eine Weile in die Nacht gestarrt, umfing ihn eine Wolke grauer Nebel.

Schwere Stille herrschte um ihn her. Manchmal stieß der Sturm sein wildes langgezogenes Stöhnen an die Fenster. Klagte in der Esse und am Dach. Die alte Linde vor dem Fenster schien zu wimmern.

Plötzlich kam gewaltiges Rauschen durch die Luft. Ungezählte, unsichtbare Vögel schienen aufgescheucht. Waltherspiel vernahm, daß Fittiche die Luft durchpeitschten. Er wollte einen Arm erheben und den Schwarm verscheuchen. Aber er gehorchte sonderbarerweise nicht. Er schien gelähmt.

Lang lag er. Schlief nicht. Immer waren noch die unsichtbaren Vögel . . . war das schwere Flügelschlagen in der Luft.

Endlich fand er Kraft, das Licht der Nachttischlampe einzuschalten. Jähe Helligkeit durchdrang das Dunkel.

Waltherspiel sah nach der Uhr. Sie zeigte drei.

Wieder lag er. Alles war jetzt still. Das Gebraus der unsichtbaren Vögel war verstummt. Nur die Zeit verrauschte. Und der Ostwind klagte.

„Ich muß schlafen,“ sagte er sich fort und fort. Autosuggestiv: „schlafen“! Er ließ das Licht der Nachttischlampe brennen.

* * *

Aufrecht saß er endlich. Brannte eine Zigarette an.

Der zweite Morgen war es nach dem Fest der Lucchesinis.

Welch ein übler Ausklang dieses im antiken Stil gedachten Abends!

Das Gesicht des Hausherrn, als er wieder das Triklinium betrat. Sein Lachen . . .

Und die Hausfrau — — —

Er hatte sie mit Madernburg gemeinsam wie einen blauen Leichnam in ihr Zimmer nach dem ersten Stock getragen. Sie war sodann erwacht. Sie starrte beide Männer an. Erst den einen, dann den andern. Welch ein Blick . . . ja, welch ein Blick . . .!

Madernburg bestellte seinen Wagen. Er suchte seine Frau. Er suchte sie noch immer, als das Waltherspielsche Auto schon zur Heimfahrt starten wollte.

* * *

Unablässig liefen die Gedanken in dem alten ausgefahrenen Gleis.

Die These Madernburg war brüchig. Sie schwankte mehr und mehr. Beinah' schien es, daß man damit räumen könnte.

Eins stand fest. Die Frau, die in dem Leben Reinhold Waltherspiels die große schicksalsschwere Rolle spielte, war Baronin Beatrice Lucchesini. Von ihr der Zettel bei den schwarzen Rosen in dem Nachlaß seines Bruders: „morgen.“

Gestern schien dies möglich. Heute sicher.

Beim Transport nach ihrem Zimmer hatte die Baronin die Agraffe aus dem Haar verloren. Die Agraffe mit der Venustaube. Sie war von Waltherspiel genommen und — — vergessen worden. Polensky fand sie dann im Frack. Der zweite Diener hatte sie hernach nach Herrenstein gebracht. Die Agraffe. Und ein Schreiben Waltherspiels. Frei nach Diodorus a. Chr. Dieses

(Fortsetzung folgt

Die Flucht.

Skizze von Kurt Münzer.

Sie liebten sich seit dem Karikaturistenball, und obschon nichts fehlte: der ahnungslose Gatte, die neidische Freundin, das Junggesellenappartement — dennoch glaubte Dodo, das Beste entbehren zu müssen ... War das nun Leidenschaft, was Leo für sie empfand? Die große Liebe, die kennen zu lernen man den ersten Besten heiratet; denn man muß Gattin sein, um dem Abenteuer zu begegnen. Sie liebten sich, ja, aber so was kannte sie schon. Wozu war wohl Leo fähig? Konnte er Opfer bringen, sich selbst verleugnen? Konnte er für sie das Ungeheure wagen, das Unmögliche versuchen?

So war denn Dodo, die alles hatte, unzufrieden. Mitten in der Seligkeit der Liebe packte sie ernüchternd die Frage: „Ja, was könnte er wohl aufs Spiel setzen für mich? Das alles kostet ihn nichts; es ist ihm Vergnügen und Freude. Aber wenn ich nun ein Opfer verlangte?“

Sie quälte sich mit Ueberlegungen, wie sie den Grad seiner Leidenschaft feststellen, die Tiefe seiner Liebe ausloten könnte.

Nun, es ergab sich sozusagen von selbst: In der Gesellschaft machten ein paar Entführungen von sich reden; Männer in Stellungen hatten ihre Zukunft aufs Spiel gesetzt, um mit einer Geliebten irgendwo ein neues Leben zu beginnen. Das ergriff Dodos Gemüt. Nun wollte sie sehen!

Und an einem herrlichen Maiabend trat sie in Leos Wohnung mit dem Ruf, dem Schrei: „Entführe mich! Fliehen wir! Ich ertrage es nicht länger, dieses Doppelleben tötet mich. (Ach, sie blühte, der Ehebruch war wie Tau und Sonne auf ihre knospende Schönheit gefallen und hatte sie wirklich berauschend entfaltet.) Ich vergehe bei ihm, dem Ungeheuer. (Das war ihr Gatte, ein sanftes und dösendes Schaf.) Ich habe meinen Schmuck, mein Konto, die Villa gehört mir. Wir können leben. Und Du wirst arbeiten. Für mich, unsere Kinder —“

Hier schluchzte sie auf, die Perspektive ihres Südseeinsellebens überwältigte sie.

„Dodo“, sagte Leo zärtlich. „Liebst Du mich auch genug? Bedenkst Du, was Du aufgibst?

„Liebst Du mich?“ schrie sie.

„Ewig“, sagte er schlicht. „Aber Du, Dodochen?“

„Ewig“, sagte sie dumpf, wiederholte sie feierlich. Zum drittenmal ekstatisch: „Ewig!“

Er lächelte in ihren ausrasierten Nacken. Sie kam frisch vom Barbier. Es war wie Atlas. Nur das Allerweltsparfüm ... Leo war sechsundzwanzig, in der Fabrik seines „alten Herrn“, Zigarettenfabrik, die noch immer ging.

„Wann?“ flüsterte Dodo in seine zerstörte amerikanische Frisur.

Er überlegte. „Sonnabend mittag“, sagte er. Er kombinierte.

So sausten sie los, am Sonnabend um vier Uhr; Dodo hatte sich um zwei Stunden verspätet, weil ihre Kleider nicht in einem Koffer Platz fanden. Sie rief Leo an. Und der, der Entzückende, sagte: „Komm ohne alles. In Genf kaufen wir ein.“ —

Es sollte über Thüringen, durch den Spessart nach Heidelberg, Basel usw. gehen. Bis Weimar im Auto, um alle Spuren zu verwischen. Darum benutzte man auch nicht Leos großen Wagen, sondern ein kleines Auto mit einem verläßlichen, alten Chauffeur, der sie bis Weimar fahren sollte.

Der Gatte war seit Freitag in Hamburg, Tabak zu kaufen, und kehrte Sonntag mittag zurück. Achtundvierzig Briefe hatte Dodo von Mittwoch bis Sonnabend geschrieben, keiner war dramatisch, schmerzlich, großmütig, märtyrerhaft genug. Zuletzt ließ sie nur ein paar sachliche Sätze zurück: „Ich verlasse Dich, ich fliehe mit dem Manne, der mich liebt und versteht, aus der Enge bei Dir in mein Glück. Später alles weitere. Auch ich konnte wahrscheinlich Dich nicht glücklich machen. Wir wollen einander vergeben. Leb' wohl. Bleibe gesund. — Dodo.“

Und nun sausten sie, unter blauem Himmel, in aufgrünenden Alleen, durch eine Welt, die sich wieder einmal verjüngt hatte. Sie sprachen zärtliche Sachen und waren ungemein aufgeräumt. Und es war mehr wie ein Ausflug als Flucht und Entführung.

Im sinkenden Abend erreichten sie Weimar, wollten aber idyllisch übernachten und fuhren weiter nach Berka ...

Es war schon Nacht, als Dodo, ganz Schwärmerin geworden, begehrte, allein unter den Sternen zu wandeln. Sie mußte sich mit so vielen Gedanken abfinden. Solches schien ihr durchaus zu einer Entführung zu gehören.

Fünfzig Schritt vom Hotel war die Garage, dort saß ihr Chauffeur auf einem Bänkchen und schwärmte auch.

„Sie sind noch hier?“ fragte Dodo menschenfreundlich. „Sollten Sie nicht schon heut wieder nach Berlin zurück? Ist es zu spät geworden?“

Der Brave hatte sich erhoben. „Aber nein“, sagte er in seiner Einfalt, „der Herr wollte ja, daß ich bleibe. Er meinte, gnädige Frau würden wahrscheinlich morgen den Wagen zur Rückfahrt brauchen.“

... Da stand Dodo ...

Nun, sie hatte Impulse und Energien. Fünf Minuten stand sie stumm. In der sechsten sagte sie: „Haben Sie Benzin genug? Ja? Dann wollen wir gleich fahren. Ich werde nicht bis morgen warten. Los!“

Und wie sie war, stieg sie in den Wagen, hetzte den Chauffeur, kam um sieben Uhr früh — nach einer Panne — in Berlin an, zerriß den achtundvierzigsten Brief und ging zu Bett ...

Wangsing.

Chinesische Skizze von Wilhelm Carl-Berlin

Auf dem Wartturm des hoch gelegenen Klosters Tsimkiao stand der junge Flutwächter Wangsing und sah hinaus in die schimmernde Weite. Tief unter ihm, hart am Fuße des Klosterberges, lag das trockene, mit Geröll und rund geschliffenen Steinen übersäte Flußbett des Tsehy. Wohl tausend Meter reckten sich die beiden Ufer auseinander, und die große Straße von Tsingtschoufu verlor sich in der Sand- und Steinwüste des ausgedörrten Strombettes. Die Spuren der Fußgänger, Tiere und Wagen verwehte der Wind, der mit dem fein zerriebenen Sand gern sein Spiel trieb. Erst hundert Meter jenseits des Flusses, am Klosterhang, fanden sich die Fährten von Mensch und Vieh wieder dichter zusammen, und die große Straße nahm ihren Fortgang.

Weit drüben im Mittag schimmerten die Westberge mit ihren Zinnen und Zacken herüber, zwischen denen es noch braute und brodelte, während die Luft über dem Flußbett bereits wieder im Sonnenschein flimmerte. In den Westbergen war vor wenigen Minuten ein schweres Gewitter niedergegangen, und Wangsing stand bereit, die Alarmglocke ertönen zu lassen, sobald die Wassermassen sich im Flußbett zeigten. An den schroffen Hängen und himmelhohen Wänden der Westberge gedieh weder Baum noch Kraut. Oeffnete der Himmel hier seine Schleusen, so stürzten die Wässer im rasenden Lauf zu Tal. Aus tausend Rinnen und Schründen sammelte sich in wenigen Augenblicken ein gewaltiger Strom. Als meterhohe Wasserwand rauschte er mit unwiderstehlicher Kraft und mit der Geschwindigkeit eines galoppierenden Pferdes hinaus in das flache Land, alles mit sich reißend, was sich ihm entgegen stellte. Wehe dem Wanderer im Flußbett, wenn die Wogen um den Klosterberg brausten!

Vor mehr als dreihundert Jahren entrann der reiche Oelhändler Liu Wentschang mit knapper Not dem nassen Tod im Flußbett und stiftete das Klösterlein auf Bergeshöhe der milden Göttin Kuanyin zu Ehren. Seitdem stand dort ein Wächter von Tagesanbruch bis zur Dämmerung und öffnete der Glocke den erzenen Mund, wenn die Wolken in den Westbergen sich schoben und stauten und Hochzeit hielten zwischen Fels und Schlucht. „Bam, bam, bam-bam!“ — Rette sich, wer kann! — rief ihre brüchige Stimme weithin über Tal und Strombett, und im Augenblick räumten Mensch und Tier die gefährliche Steinwüste.

Wangsing spähte scharf nach Westen, doch nichts Weißes zeigte sich im fernen „Brodelloch“, wo die Flut zuerst als Gischtwölkchen auftauchen mußte. Langsam wandte er den Blick nach Osten. Dort, zum Greifen nahe, lag sein Heimatdörfchen, Siwangputschuang, und am Dorfesrande, nahe dem „Krötenteich“, duckte sich das windschiefe Häuschen seiner Jugendgespielin, der kleinen Hianglian, unter einen uralten Maulbeerbaum. Heute war der Tag, an dem der Fellhändler Huna sie heimbolen wollte in sein Haus jenseits des Flusses.